

# Das Traumpaar der Biotech-Branche

Zwei unternehmerische Forscher aus Mainz sorgen in der Krebsmedizin für Furore. Und sind glücklich miteinander verheiratet.

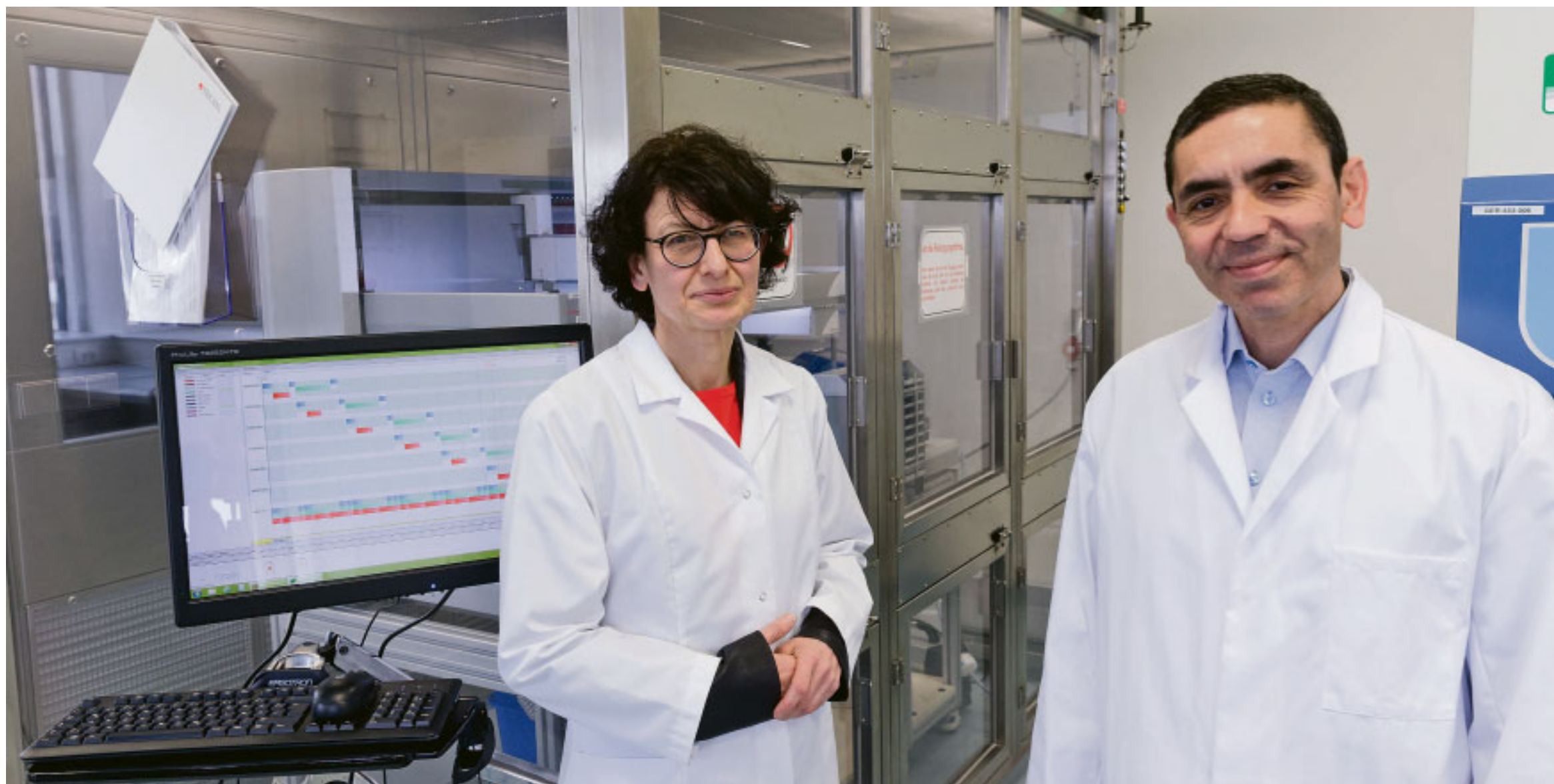
Von Sebastian Balzter

Zwei junge Mediziner, er Assistentenarzt, sie für das Praktische Jahr an sein Krankenhaus gekommen, lernen sich kennen und verlieben sich. Beide sind ungeheuer fleißig, beide wollen neue Wege gehen. Sie träumen davon, die Krebspatienten zu heilen, an deren Betten sie so oft nicht mehr tun können, als das Leiden zu lindern. Also wagen sie es, ein Unternehmen zu gründen, bald darauf noch eins und auf die in Aussicht stehenden Hochschulkarrieren zu verzichten.

Die Hoffnungen sind groß, doch der Weg zum Ziel ist weit. Rundherum hagelt es für ihre Wettbewerber Rückschläge, manche Geldgeber verlieren den Glauben, aber die beiden finden Investoren, die felsenfest zu ihnen stehen. Schließlich, nach fünfzehn Jahren, stellt sich der Erfolg ein, ihnen werden Preise verliehen, die Konzerne stehen Schlangene, um sich bei ihnen für viel Geld einzukaufen. Und vielleicht die größte Leistung: Verheiratet sind sie immer noch.

Die Geschichte klingt wie ein Groschenroman. Und sie wird nicht weniger blumig dadurch, dass die beiden Hauptfiguren Kinder von Einwanderern aus der Türkei sind, die sich ihren Platz in Deutschland sowieso erst einmal hart erarbeiten mussten. Trotzdem ist die Geschichte wahr. Özlem Türeci und Ugur Sahin sind mit ihren beiden Unternehmen Biontech und Ganymed, die in Mainz im gleichen Gebäude ihren Sitz haben, zum Traumpaar der deutschen Biotechnologie-Branche geworden. Die eine Firma, Ganymed, wo in ehelicher Arbeitsteilung Türeci die Vorstandsvorsitzende ist, entwickelt unter anderem einen neuen Wirkstoff zur Behandlung von Magenkrebs, der auf dem größten Krebskongress der Welt im Sommer in Chicago für Aufsehen sorgte, weil er nach den bisher vorliegenden Daten anderen Substanzen deutlich überlegen ist. Und die andere Firma, Biontech, von Sahin geleitet, arbeitet an einer Technik, nach der sich zurzeit die ganze Pharmabranche die Finger lecken, weil sie eine Art Impfung gegen viele verschiedene Krebsarten möglich machen soll.

Keine andere Krankheit beschäftigt rund um den Erdball Ärzte und Pharmamanager so sehr wie der Krebs, die tödliche und in vielen Fällen tödliche Mutation von Körperzellen. Allein in Deutsch-



Özlem Türeci (49) und Ugur Sahin (50) im Labor ihres Unternehmens Biontech in Mainz

Foto Wolfgang Eilmes

land erkranken jedes Jahr rund 500 000 Menschen an Krebs, halb so viele sterben daran. Und jedes Jahr setzen die Pharmakonzerne mehr als 100 Milliarden Dollar mit Krebsmedikamenten um, so viel wie mit keiner anderen Art von Präparaten. Dabei haben die meisten von ihnen gravierende Nebenwirkungen. Oder sie verfehlen ihr eigentliches Ziel und helfen den Patienten überhaupt nicht.

Das war schon Anfang der neunziger Jahre so, als Özlem Türeci, in der niedersächsischen Provinz als Tochter eines von der Schwarzmeerküste eingewanderten Mediziners aufgewachsen, als angehende Ärztin an das saarländische Uniklinikum nach Homburg kommt. Dort lernt sie Ugur Sahin kennen, den anderthalb Jahre älteren Sohn einer einst aus dem Süden der Türkei nach Köln migrierten Familie, der schon an seiner Promotion arbeitet. Vieles ist bis dahin unterschiedlich gewesen in ihrem Leben, manches bemerkenswert ähnlich. Dass beide sich schon in der Kindheit ihre Ge-

danken über den Krebs machen zum Beispiel: Sie hört von ihrem Vater so viel darüber, und er lebt, neben der Leidenschaft für den Fußball, ein Faible für populärwissenschaftliche Bücher aus. Und dass beide vor vierzig Jahren ganz unaufgeregert als Muslime in tiefkatholischen Milieus groß werden; sie im täglichen Kontakt mit den Nonnen, die im Krankenhaus die Patienten des Vaters pflegen, er als nach eigenem Eindruck treuester Nutzer der Kirchenbücherei, wo es jeden Sonntag nach der Messe neuen spannenden Lesestoff gibt.

Im beschaulichen Homburg, in Zürich und in Mainz, wohin Sahin seinem Doktorvater folgt, tüfteln beide dann an den Ideen, die sie fortan nicht mehr loslassen. Im Jahr 2001 gründen sie mit dem Kapital einer ganzen Reihe von Investoren Ganymed, um Krebsmedikamente zu entwickeln, die präziser wirken als die bisher üblichen Methoden. Sie sind nicht die Einzigen, die das versuchen. „Es sind schon Dutzende zielgerichtete Magenkrebstherapien gescheitert“, sagt

Türeci. „Oder sie verlängern das Leben der Patienten nur um einen Monat. Das wäre mir nicht genug.“ Die Daten, die bislang vorliegen, versprechen mehr: Fünf Monate länger haben die mit dem Präparat von Ganymed behandelten Patienten im Mittel überlebt. Das ist für diese Art von Krebs ein Sprung nach vorn. Bevor die Substanz als Medikament zugelassen werden kann, müssen die Studienergebnisse nun in einer sehr großen Testreihe überprüft werden. Typischerweise geschieht das, indem ein etablierter Pharmahersteller mit dem vergleichsweise jungen Biotech-Entwickler zusammenarbeitet – wer dieser zahlungskräftige Partner sein wird, ist allerdings noch nicht bekannt.

Die Verhandlungsposition wird für Özlem Türeci dadurch deutlich besser, dass Ganymed seit 2008 zum Großteil zwei Brüdern gehört, die in der alles andere als erfolgsverwöhnten deutschen Biotech-Branche wie Schutzheilige verehrt werden. Galt es vorher noch ständig, ungeduldrigen Finanziers die Lang-

wierigkeit und Unwägbarkeit der Medikamentenentwicklung zu erklären, das seither alle Kraft in die eigentliche Arbeit fließen. Denn Thomas und Andreas Strüngmann, die beiden Mehrheitseigentümer, neigen weder zu Schnellschüssen noch zu Ahnungslosigkeit. Schließlich haben die Zwillinge einst den Arzneimittelhersteller Hexal gegründet, groß gemacht und dann verkauft. Einen Teil ihres Vermögens, etwa eine Milliarde Euro, haben sie seitdem in ein rundes Dutzend verheißungsvolle Biotech-Firmen gesteckt. Zu Ganymed kamen die Strüngmanns erst auf Umwegen, bei Biontech waren sie von Anfang an dabei, mit zusammen rund 300 Millionen Euro. Von keinem dritten Gründer aus ihrem Stall schwärmen sie, in sachlichen wie in persönlichen Dingen, so sehr wie von Özlem Türeci und Ugur Sahin.

Wenigstens ein neuartiges Medikament, ein Durchbruch für die Medizin, dieses Ziel haben die Brüder sich gesetzt, wollen sie mit ihrem Geld in Deutschland bis zur Marktreife bringen, damit es

nicht wie üblich vorher an einen Konzern aus Amerika verkauft wird, wo das Vertrauen in die medizinisch genutzte Gentechnik größer ist als hierzulande. Biontech, die jüngere der beiden Mainzer Firmen, könnte Ganymed auf dem Weg dorthin bald einholen, so rasant stellen sich die Fortschritte bei der Entwicklung einer Immuntherapie gegen den Krebs ein. „Wir hatten eigentlich erst für 2018 damit gerechnet“, kommentiert Ugur Sahin den aktuellen Stand. Mit gleich drei großen Pharmaherstellern hat er schon gut dotierte Kooperationsverträge abgeschlossen, Biontech ist mit 400 Mitarbeitern zum größten deutschen Biotech-Entwickler überhaupt geworden.

Und das alles mitten in Mainz, der Karnevalsstadt. Ist die internationale Spitzenforschung nicht ganz woanders zu Hause? Der Standort, sagt Sahin, sei ideal, vor allem wegen des engen Kontakts zur Universität. „Vor Boston, Stanford und San Francisco müssen wir uns nicht mehr verstecken.“ Manchmal ist die Wirklichkeit eben noch viel unglaublicher als ein Groschenroman.

## NAMEN & NACHRICHTEN

### Flüchtige Gewinne

Was findet Linde an Industriegasen so sexy? Von Victor Gojodka

Wenn sich Aufsichtsratschef Wolfgang Reitzle auf seinem toskanischen Weingut Santo Stefano einen Wein ins Glas schenkt, dann dürfte ihn das an sein Unternehmen erinnern: den Konzern Linde mit seinen Industriegasen. Als Reitzle nach 2003 das damals noch kleinteilige Konglomerat als Vorstandschef klar auf das Geschäft mit den Gasen ausrichtete, da fragten sich viele: Was findet dieser ehemalige Manager schicker BMW-Wagen ausgerechnet daran? Industriegase, das klingt langweilig.

Diese Frage, in deren Antwort auch Reitzles Weinglas hineinspielt, hat nun abermals Relevanz bekommen: Linde bestätigte in der vergangenen Woche Fusi-

onsgespräche mit dem amerikanischen Unternehmen Praxair. Wieder Industriegase. Reitzle wird der Schritt gefallen. Aus der Nummer zwei am Markt (Linde) und der Nummer drei (Praxair) würde eine globale Nummer eins werden, deren Produkte kaum jemand kennt. Doch Industriegase braucht man für viele Dinge: für Chipstüten, Schmerzmittel – und die Weingläser für Reitzles Tropfen. Die Faszination liegt also im Verborgenen.

Ohne die Gase würden industriell gepresste Gläser nicht glänzend und wie aus einem Stück wirken, sondern bisweilen trüb, voller Nähte und Kanten. Für den kristallklaren Look müssen die Glä-

ser durchs Feuer, die Flamme kommt aus einer Art Bunsenbrenner im Großformat. Das Brenngas für das Prozedere liefert Reitzles Unternehmen. Kurz schlagen die Flammen an das Glas, lassen die oberste Schicht schmelzen und trübe Stellen mitsamt Nähten verschwinden.

Reitzles Gase sorgen auch dafür, dass Kartoffelchips nicht so schnell verschimmeln. Wäre in den Chipstüten normale Raumluft, könnten sich mikroskopisch kleine Pilzsporen an den Chips absetzen und vermehren. Tauschen Unternehmen die Raumluft durch Gasmischungen mit viel Stickstoff, lässt das die mikroskopischen Pilzsporen ersticken.

Und bisweilen können Industriegase sogar märchenhaft daherkommen. Wenn man sie nicht als „Oxygenium und Dickstoffmonoxid“ bezeichnet, sondern als Zauberluft. So halten es Zahnärzte, wenn sie Kinder vor dem Bohren beruhigen wollen. Atmen die Patienten eine Mischung aus Sauerstoff und Lachgas ein, lässt das die Angst schwinden. Die Kinder sehen den Bohrer zwar, aber mit Zauberluft ist er ihnen schnuppe.

Bei aller Zauberkraft der Gase, die Fusionsgespräche zwischen Linde und Praxair dürften schwierig werden. Linde macht zwar deutlich mehr Umsatz, erwirtschaftet damit jedoch weniger Gewinn als Praxair. Das macht die Machtverteilung zwischen den Unternehmen unklar, die Verhandlungen voraussichtlich zäh. Die Firmenfusion könnte sich zum Mammutprojekt auswachsen. Eine Aufgabe, so groß wie ein Luftballon, der sich auch mit Reitzles Gas aufblasen lässt. Dabei braucht es viel Fingerspitzengefühl, denn am Ende kann der Ballon sehr groß werden. Und platzen.



Peter Brabeck-Letmathe ist noch bis 2017 Präsident des Nestlé-Verwaltungsrats Foto dpa

### Nestlé, der Kaffee und die Allergiker

Der scheidende Verwaltungsratspräsident von Nestlé, Peter Brabeck-Letmathe, beklagt sich über Widersprüchlichkeiten der Ernährungswissenschaft. Zwanzig Jahre lang habe man Kaffee als gesundheitsfördernd eingeordnet und für fast so gefährlich wie das Rauchen gehalten, jetzt plötzlich heiße es, Kaffee helfe den Krebs abzuwehren. „Das ruiniert das Vertrauen der Bevölkerung“, sagte Brabeck-Letmathe dem Marketing-Magazin „Horizont“. Nestlé setzt wie andere Ernährungskonzerne zunehmend auf „Health Food“: Kein Wunder, dass Widersprüche der Forschung dabei stören. Tatsächlich ist die Forschung nicht ganz unschuldig an der zunehmenden Ernährungshysterie hierzulande: Ob Laktose, Gluten oder Eiweiß, nichts scheint so gefährlich zu sein wie unser Essen. Immer mehr Leute glauben, sie seien allergisch gegen bestimmte Lebensmittel. Und für alles hat die Industrie schnell einen Ersatz. Dem Stuttgarter Sterne-Koch Vincent Klink („Wielandshöhe“) geht die Hysterie inzwischen derart auf den Wecker, dass er sichtbar an der Tür seines Restaurants plakatiert: „Für Allergiker kein Zutritt!“ Man sei nicht geneigt, sagt er, die schöne Speisekarte mit einer verwirrenden Anzahl von Bio-Zutaten zu verschandeln. ank.

### Café Moleskine

Italien und der Kaffee, das ist eine Liebesbeziehung. Wer nach Mailand zum Notizbuchhersteller Moleskine kommt, um mit Maria Sebregondi einen Espresso zu trinken, wird allerdings brutal desillusioniert: Ausgerechnet in der Designfirma zaubert nicht etwa ein Barista den Kaffee in die Tasse, vielmehr steht ein trauriger Automat in der Ecke, mit Plastikbecher und Knopfdruck wird er bedient. Sebregondi ist die Frau, die vor mehr als zwanzig Jahren, als vermeintlich alle Welt nur noch auf Laptops schreiben wollte, während eines Segeltörns im Mittelmeer die geniale Idee hatte, den Leuten zu einem stolzen Preis kleine schwarze Kladden zu verkaufen – zusammen mit der erhebenden Vorstellung, schon Großschriftsteller wie Ernest Hemingway und Bruce Chatwin hätten in genau solche Büchlein gekritzelt.

Heute ist Moleskine – die Bücher und das Unternehmen heißen nach dem auf Deutsch „Maulwurfshaut“ genannten Buchbinder-Material – ein börsennotierter Konzern mit einem Umsatz von 120

Millionen Euro, an dessen Spitze der Manager Arrigo Berni steht, der früher für den Luxushersteller Bulgari und die Unternehmensberatung Bain im Einsatz war. Aber nur Maria Sebregondi, 1949 in Rom geboren und inzwischen zweifache Großmutter, ist so charmant und elegant, eine echte Römerin eben, um mühelos über den etwas faden Kaffee aus der Maschine hinwegtrösten zu können.

Künftig ist das nicht mehr nötig. Denn Moleskine, schon mit 80 eigenen Läden rund um die Welt vertreten, wagt sich auf ein neues Geschäftsfeld. Vor kurzem hat auf zwei Etagen in der Innenstadt von Mailand das erste Moleskine-Café eröffnet, beliefert wird es von einer in Hipster-Kreisen angesagten Rösterei, Plastikbecher sind tabu, und wenn die Mailänder nun aus den Ferien zurückkehren, wird es eine große Einweihungsfeier geben. Eine Neuauflage des guten alten Literatencafés soll es werden, nur eben modern und bunt – und als Franchise-Konzept mit nach oben offenem Expansionspotential. lzt.



Maria Sebregondi, 67, die Erfinderin von Moleskine

Foto Laif



Wolfgang Reitzle, Aufsichtsratsvorsitzender der Linde AG

Foto Jan Roeder